

Die beiden Wittwen.

Requisiten nach Paul Kemmer von G. Blum.

1.

Tag über hatte der Kampf getobt, als der Abend herniederlief, ver- schwante der Schlachtenlärm. Todes- schweigen herrschte ringsumher.

Wohin war der Sieg? Man wußte es nicht. Bergabwärts befand sich der Billeroy, ein vorr. Alter gebogener Greis, die des Beuges kommenden Sol- daten. Es ließ sich nicht sagen; man wußte nur, daß der Kampf heiß und schrecklich gewesen, daß die Positionen wiederholt genommen, verloren, zurück- erobert waren und daß die Zahl der Gefallenen auf beiden Seiten sehr groß sein sollte.

Mr. de Billeroy hatte auch seinen einzigen Sohn in's Feld ziehen sehen; er hand als Kapitän bei einem Regi- ment der Mobilgarde, doch seit zwei Monaten hatte man nichts mehr über ihn vernommen.

Man dachte sich daher die Freude des Greises, als der geliebte Sohn an die- sem Abend plötzlich vor ihm stand. Sein Regiment hatte Tags über im argen Feuer gestanden; er war er- mattet, schweißbedeckt und pulverver- schmutzt.

„Ich habe nur eben Zeit, Dich zu umarmen, Vater, und Weib und Kind an's Herz zu drücken, dann muß ich gleich wieder fort,“ erklärte er.

Und so war es. Nach kurzem Aus- tausch heißer Zärtlichkeiten, die mit den Thränen seines Weibes und Kindes untermischt waren, mußte Jean de Billeroy sich wieder von seinen Lieben trennen.

„Vater,“ sagte er beim Abschiede, „wir haben einige unglückliche Kameraden, welche durch Müdigkeit oder Verwundung am Weitermarsch verhin- dert waren, auf der Straße zurückge- lassen. Sie sind unterwegs zusammenge- brochen. Sorge dafür, daß die Dorfleute ihnen Hilfe bringen. Ihr werdet einen jungen Offizier darunter finden, der sich mit übermenschlicher Willens- kraft weitergeschleppt. Ihn für ihn, was Du kannst, Vater. Er ist ein Tapferer, der sich während des Kampfes wie ein Löwe schlug. Falls er noch am Leben ist, laß ihn hierher auf's Schloß bringen und ihm jede nur mögliche Sorgfalt angedeihen.“

Nachdem der alte Herr seinem Sohne die Erfüllung seiner Bitte übergeben, zog dieser wieder seines Weges, mit festem, energischem Schritt, trotz der Prüfungen, die hinter ihm lagen, trotz derer, die seiner harrten.

2.

Die Arme von sich gestreckt, lag der Verwundete, wie todt an der Heer- straße. Voll unendlicher Vorsicht hob Mr. de Billeroy ihn mit Hilfe zweier Diener auf und ließ ihn auf einer schnell improvisirten Bahre zum Schloße bring- en. Er atmete noch, doch Zeit zu Zeit hob seine Brust sich leise.

Im Schloße harrten Madame de Billeroy und ihre zwölfjährige Tochter Martha ängstlich des Verwundeten. Die Gouvernante der Kleinen, ein etwa zweiundzwanzigjähriges junges Mäd- chen mit sehr sanften, sympathischen Zügen, wollte bei ihnen. Alle Drei eilten zu der Bahre und neigten sich über den mit geschlossenen Augen bleich und regungslos Daliegenden.

Wenige Minuten später ruhte der junge Offizier auf weichem Lager. Mr. de Billeroy wusch und verband seine Wunden und betrachtete dann voll tie- fen Mitleids den Bellagenerwundenen, über welchen schon die Flügel des Todes raufschritten.

Es war ein Mann von ungefähr sechszwanzig Jahren, dessen Züge der Schmerz nicht im mindesten verzerrt hatte. Er war von auffallender, fast weiblicher Schönheit. Sein feines Stirn- thronbein der Adel einer reinen Seele, ein kleiner, weicher Schnurrbart umschattete den schon gezeichneten Mund.

Mr. de Billeroy fasste seinen Puls; derselbe schlug kaum merklich.

Plötzlich machte der Offizier eine Be- wegung, seine Lippen öffneten sich.

„Susanne!“ lang es leise, innig durch den Raum.

Im selben Moment erschien auch der Arzt.

„Noch ein Verwundeter,“ bemerkte er. „Das ist bereits der zwanzigste, mit dem ich heute zu thun habe.“

Er näherte sich dem Lager und legte das Ohr an das Herz des Bleisternen. Dann unterliefte er die Wunde.

„Da keinerlei Wunde zwischen Ihnen besteht, kann ich ohne Rückhalt reden, zumal der Unglückliche mich nicht hört ... er hat kaum noch eine Stunde zu leben.“

„O, der arme, arme junge Mensch!“ klagte Madame de Billeroy.

Der Verwundete regte sich abermals, eine seiner Hände tastete wie suchend ins Leere.

„Der Brief... Dal... O, mein geliebtes Weib... Komm, meine Sus- anne, komm!“

Und jäh emporfahrend, richtete sich der Leidende halb auf. Er befand sich in einem Zustande hochgradiger niedri- ger Erregung und phantastische.

„Susanne,“ wiederholte er, „Sus- anne!“

Er hat von einem Brief gesprochen,“ bemerkte Madame de Billeroy; „viel- leicht befindet sich derselbe in seinen Kleidern; er dürfte uns möglicherweise Anschlag über seine Persönlichkeit geben.“

Der Doktor untersuchte die Leiden- den der Uniform und fand darin ein kleines Portfeuille, welches das Portrait einer un- denbar schönen Frau und einem Briefe enthielt. Er überreichte beides Madame de Billeroy. „Was!“ sagte der alte Herr.

Der Brief war an Leutnant George de Vaincel adressirt und trug als Unter- schrift den Namen Susanne, den der Verwundete so oft gerufen hatte. Es war ein langer, inniger Liebesbrief, Susanne war George de Vaincel's Weib und erst wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges mit ihm vermählt worden. Als Offizier der Mobil-Garde hatte Georg sofort mit seinem Regimente abziehen müssen. Diese jäh Trennung hatte die junge Frau mit Bergewei- lung erfüllt, und in den Zeiten, die Madame de Billeroy in der Hand hielt, ergoß sich ihr ganzes Weh.

„O, wie bitte ich unseren Herrgott, daß dieser schreckliche Krieg bald zu Ende sei, daß Frankreich siegen möchte und wir Beide, mein geliebter George, bald wieder vereint werden!“ schrieb sie.

„Susanne!“ tönte es jetzt aber- mals. Und sehnsüchtig breitete er die Arme aus: „Komm, meine Geliebte, komm!“

Und als seine Arme sich dann schlo- ßen, ohne die Gestalt der so innig Er- sehten, zu umfassen, schlüßte der Verwundete schmerzlich auf:

„O, Du hast mich verlassen!... Du fliehst mich!... Susanne, warum bist Du nicht mehr da?“

Kur ein Herz von Stein hätte diesem Schmerzens-Ausbruch gegenüber un- empfindlich bleiben können. Kur mit Mühe vermochten Doktor Reval und Mr. de Billeroy den Kranken im Bette zurückzuhalten, da er in seinem Delirium durchaus hinzuziehen wollte, um dem Phantom der Geliebten, die er vor sich sah und doch nicht fassen und festhalten konnte, nachzugehen.

„Wollen Sie diesem Unglücklichen eine Wohlthat erweisen?“ fragte der Arzt. „Wollen Sie ihm Vergebung verschaffen?... Es dürfte nicht schwer halten, glaube ich... Veranlassen Sie Mademoiselle Leberdags, herzu- kommen und auf diesen Namen Susanne zu antworten als wäre diese es selbst. Ich kenne ihre Hochherzig- keit, ihren Edelmut und bin über- zeugt, daß sie sich nicht weigern wird, dem armen Sterbenden Trost zu brin- gen.“

Heloise Leberdags war die Gouver- nante der kleinen Martha. Doktor Reval hatte sie richtig beurtheilt. So- bald man ihr mitgetheilt, um was es sich handelte, jögerte sie keinen Augen- blick, die ihr zuzehelnde Rolle am Lager des Offiziers auf sich zu nehmen.

„Ich bin bereit,“ sagte sie, und traf, mit einem Ausdruck unendlichen Mit- leidens in den Augen, an das Lager des Verwundeten, der erschöpft in die Kis- sen zurückgefallen war.

Nach einigen Augenblicken der Ruhe ward der Offizier abermals von feber- rischen Erregung erfasst. Und wieder brach es stehend über seine Lippen:

„Susanne! Meine Susanne!“

Der Doktor bedeutete Heloise durch ein Zeichen zu antworten. Sie über den Kranken neigte, sagte sie langsam, in süßem, leisem Tone:

„Georg, lieber Georg, ich bin hier, an Deiner Seite.“

Hörte der Sterbende ohne zu sehen? Erfüllte ihn, dessen sehnsüchtig aus- gebreitete Arme plötzlich eine Frauenge- halt umfingen, eine himmlische Selig- keit? Jedenfalls schien das Delirium plötzlich zu schwinden, und er sprach, als wäre seine Frau wirklich an seinem Sterbelager erschienen.

„Du, Susanne, Du!... Endlich!... O, nun kann ich ruhig sterben.“

„Nein, Georg, Du wirst nicht ster- ben,“ versetzte Heloise. „Ich werde Dich pflegen, Du wirst wieder gesund werden und wir werden wieder glücklich sein.“

Der Offizier zog das junge Mädchen an sich. Sie widerstrebte nicht, ihre Aufgabe war ihr süß, es beglückte sie, auf diesem bleichen Antlitz einen Aus- druck seliger Freude zu gewahren. Sie über ihn neigend, küßte sie mit einem Arm seinen Kopf und streichelte mütter- lich sein dunkles Haar.

„O, mein theures Weib, meine Susanne!“ flüsterte der Leidende, „ich bin so glücklich!... Ja, Du hast recht, die Liebe ist stärker als der Tod!... Dank Dir werde ich leben.“

Mit geschlossenen Augen an der Schulter des jungen Mädchens lehnd, glaubte er zweifellos sein Weib im Arm zu halten und war jetzt vollkommen ruhig. Er fühlte unter seinem Ohr ein Frauenherz schlagen.

Der Doktor beobachtete ihn gespannt, in stummer Bewegung. Dann wandte er sich zu Mr. de Billeroy:

„Es geht zu Ende.“

Der Verwundete schien zu erschlum- mern.

„Susanne... meine theure Sus- anne!“ lang es noch einmal leise, ganz leise.

Und er zog den Kopf des jungen Mädchens, das durch kein Wort, keine Bewegung den glücklichen Wahn des Sterbenden zu stören wagte, näher an sich.

Und dann wie ein Hauch: „Meine Susanne, gib mir Deine Lippen!“

Die Zuschauer dieser so ergreifenden Scene sahen plötzlich tiefes Roth in die Wangen der jungen Mädchen steigen. Aber die Jüngsterin war entschlossen, ihrer Rolle bis zu Ende treu zu bleiben,

und widerstand dem leidenschaftlichen Drängen nicht. Kaum ein leichtes Er- beben... Dann drückte sie, nieder- sinkend, leise und fromm ihre Lippen auf die des Verwundeten.

Als sie sich emporrichtete, ritzte der Arzt zum Lager.

Der Kopf George Vaincel's war hin- tenüber gesunken, die Arme hingen schlaff hernieder, und als der Doktor ihm die Hand auf's Herz legte, hatte dieses aufgehört zu schlagen.

Aber das Lächeln, das um seine Lip- pen schwebte, der über sein Antlitz aus- gegossene heilige Friede zeugten von dem Glücke, welches er empfunden, als er seinen letzten Seufzer in einem Ruf verhauchte.

3.

Diesen Ruf sollte Heloise nie mehr vergessen. Unablässig fand ihr der schöne Kopf des sterbenden Offiziers vor Augen, fühlte sie den zärtlichen Druck seines Armes, immer noch empfanden ihre Lippen das sanfte Brennen der gegebenen und empfangenen Liebeshung.

Die entseelte Hülle George de Vain- cel's war auf dem kleinen Kirchhofe von Bierchamps, dem Nachbarorte, beige- setzt worden. Ein Kranz bezeichnete die Stelle.

Mit unermüdlicher Sorgfalt schmückte Heloise das Grab allabendlich mit frischen Blumen.

Der Krieg war zu Ende. Eines Tages erhielt Madame de Billeroy einen Brief von Susanne de Vaincel, die nun erst die Beerdigungsstätte ihres Gatten in Erfahrung gebracht hatte. Sie dankte Madame Billeroy in herzlichsten Worten für alle Güte, die ihrem Georg in seinen letzten Augenblicken zu Theil geworden, und meldete ihre Ankunft, um die Lieberführung der Leiche nach dem Erbgräbnis der Familie anzun- ordnen.

Eines Abends weilte Heloise wie ge- wöhnlich am Grabe des Leutnants.

Bekanntlich, die welken Blumen durch frische zu ersetzen, genährte Heloise nicht, daß eine Dame in tiefer Trauer, in Begleitung des Todtengräbers, den kleinen Kirchhof betreten hatte.

Trotz ihres bitteren Schmerzes konnte die Fremde beim Anblick des jungen Mädchens am Grabe ihre Liebertagung nicht verbergen.

„Sie kannten ihn, der hier ruht?“ fragte sie, nähertretend.

„Ich habe ihn nur in der Stunde seines Todes gesehen,“ versetzte Heloise mit ernster Würde, „aber die Umstände waren derart, daß ich gewissermaßen seine Wittve geworden bin.“

„Ah, ich verstehe. Sie sind das edle junge Mädchen, von dessen Aufopferung am Sterbelager meines George ich durch Madame de Billeroy gehört habe.“

„Mein Fräulein, erlauben Sie mir, Sie zu umarmen. Ich will mir den Ruf holen, den mein Gatte Ihnen für mich gegeben hat.“

Und die beiden Frauen schlossen ein- ander innig in die Arme, drückten Lippe auf Lippe und weinten miteinander.

Der Sechszehnder.

Humoresk von Max Hirschfeld.

Zum Walde gehört ein Jäger, und wenn der Jäger jung ist, gehört zu ihm ein hübsches Mädchen, und wenn die beiden, die Arme um einander geschlan- gen, den ungrünlichen Pfad hinunter wandeln, so ist das eine Freude für den ganzen Wald.

Das dachte auch der alte Förster Köffel, als er, durch den Wald schreitend, in einiger Entfernung seine Tochter Jenny in der angeordneten Stellung mit dem Förstergeliebten Karl Lauf lang- sam dahinwandeln sah. Trotzdem fuhr er mit einem Donnerwetter dazwischen, dem man es aber anordnete, daß es nicht böse gemeint sei, um so mehr, als Karl Lauf gar nicht sein Untergebener war, sondern beinahe ebenfalls ein selbstän- diger Förster.

Wenige Worte genügen zur Erklä- rung. Der städtische Wald des Ortes Baumberg und königliche Forst lagen neben einander. Der alte Köffel war königlicher Förster. Karl Lauf war früher Gehilfe und jetziger Stellvertre- ter des verstorbenen städtischen För- sters. Die Gemeinde Baumberg sollte in nächster Zeit entscheiden, ob Karl Lauf endgültig die Stelle seines früheren Vorgesetzten erhalten sollte.

„Nicht Ihr denn immer bei einan- der heden? Fuhr der Förster das junge Paar an. Ihr thut ja völlig so, als ob eure Verlobung eine ausgemachte Sache sei und nicht, wie ich euch wie- derholt gesagt habe, von der Anstellung abhängig.“

„Dazu sind jetzt freilich trübe Aus- sichten,“ grüßte Karl, „und weshalb sollen wir unsere Jugend vertrauern, weil es dem dämlichen Bürgermeister von Baumberg beliebt, seinem verbum- melten Neffen die Stellung zu verschaf- fen, der von Forstfachen keine Ahnung hat und einen Ochsen auf drei Schritte feht.“

„Gegen Unglück kann der Mensch nicht aufkommen,“ erwiderte der För- ster achselzuckend. „Du gehst jetzt zu Mutter, Jenny — ohne Widerrede!“

Dem geliebten einen Abschiedsblid zuwerfend, entfernte sich das junge Mädchen.

Und wie beide,“ wandte sich der Alte an Karl, „wollen unseren Kummer im „goldenen Schwan“ begießen.“

Die Züge des jungen Mannes erheb- ten sich ein wenig, denn im „goldenen

Schwan“ gab es ein gutes Bier, das ein richtiger Forstmann nie verachtet. Außerdem tröhtete es ihn, daß der als Schwiegersvater Ersehnte ihn so auf gleichem Fuße behandelte.

Im „goldenen Schwan“ befanden sich der Bürgermeister, sein Adjutant, ein früherer Aktuar, der ihm unter dem Titel eines Adjunkten die schriftlichen Geschäfte führte, der Apotheker Köffel, ein Better des Försters und mehrere Gemeinderäthe.

Der Bürgermeister, der sich als größ- ten Nimmer aufspielte und unerschöpf- lich im Erzählen von Jagdlügen war, ließ sich in seiner gerade begonnenen Erzählung durch die Eintretenden nicht unterbrechen. Die neuen Gäste nahmen ruhig Platz.

„Da hörte ich plötzlich ein ver- dächtigtes Knarren im Unterholz, — ich reißte die Hinte an die Wade, aber nichts rührte sich. Nun, meine Herren, werde ich ärgerlich. Ich fand unter der ein- zelnen alten Weide am Graben. Sie wissen, gerade an der Grenze des kö- niglichen Forstes. So oft ich unter der alten Weide fand, habe ich noch nie einen Schuß verfehlt. Das ist die reine Wahrheit, kein Aberglaube. Sie können sich meinen Aergern denken, daß mir, wie verbergt, nicht das geringste Stid Wild vor den Schuß kommen wollte. Voller Wuth ergreife ich meinen alten Rufsch, halte ihn mit einem gestreckten Arm und drückte auf's Gerathewohl in die bunte Schauung hinein. In demsel- ben Augenblick, in welchem der Schuß tracht, wechelt ein harter Hirsch, ein Sechzehnder, schnell vor der Wind über eine lichte Stelle der Schonung und — meine Herren, ich setze meinen Kopf zum Pfande — mit einer sol- chen Schnelligkeit, daß er in meinen Schuß hineinspringt, sich einmal über- schlägt und dann regungslos liegen bleibt.“

„Sapperment! — Ein hartes Stid! — So etwas kann auch nur unserm Bürgermeister passieren!“

Dem Bürgermeister schwoll bei diesen Ausrufen der Kamm, er sah sich als den Helden des Tages und wollte sei- nen Erfolg noch wo möglich in eine bengalische Belegung rücken.

„Ja, meine Herren, was ist denn da zu wundern? Ich habe mehr als ein- mal solche Kerle zur Strecke gebracht, wenn auch nicht immer einen Sechzehn- ender.“

„Auf dem städtischen Revier?“ fragte Förster Köffel lachend, nachdem er Karl Lauf einen Wink gegeben hatte, er möge sich auf einige Zeit aus der Wirthshube entfernen. Der junge Förstergeliebte gehorchte sogleich und der Apotheker Köffel folgte ihm auf dem Fuße.

„Natürlich auf städtischem Revier,“ versicherte der Bürgermeister, „ich werde doch nicht auf fremden Revieren wil- dern.“

„Sind Sie bereit, zu beschwören, daß Sie viele Hirsche auf Ihrem Revier geschossen haben?“ fragte mit ernster Miene der alte Köffel.

„Natürlich! Müller!“ wandte er sich an seinen Adjunkten. „Sie waren doch auch dabei.“

„Was der Herr Bürgermeister be- schwören kann, beschwöre ich auch,“ ent- gegnete dieser dienstfertig.

„Herr Bürgermeister,“ fuhr Köffel fort, „Sie scheinen sich nicht dessen be- wußt zu sein, daß Sie sich mit Ihren jetzigen Mittheilungen thatsächlich einer Anklage wegen Wildern ausgesetzt ha- ben. Bitte, lächeln Sie nicht, ich will es Ihnen gleich beweisen. Fünf Meilen im Umkreis befindet sich kein anderer Forst, als der Baumberger und der kö- nigliche. In beiden Forsten hat es seit langer Zeit keinen Hirsch gegeben. Erst vor zehn Jahren begann die Hirschjagd im königlichen Forst. Das müssen Sie sehr gut wissen. Sie haben also köni- gliches Eigenthum niedergeschossen und sich nach eigenem Geständnis in wieder- holtten Fällen der Wilddieberei schuldig gemacht. Es ist meine Pflicht als köni- glicher Förster.“

„Aber so felen Sie doch still,“ unter- brach ihn der Bürgermeister, der merk- lich erbläht war, „wer sagt Ihnen denn, daß es im Baumberger Forst keine Hir- sche gegeben hat?“

„Meine Herren,“ wandte sich der För- ster an die umstehenden Mitglieder des Gemeinde-Rathes, „können Sie diese Frage bejahen?“

„Ich habe noch keinen Hirsch in un- serem Forst gesehen,“ sagte der eine, „aber da ich selbst nicht Jäger bin —“

„Ich habe noch niemals einen Hirsch geschossen,“ fiel ein anderer ein, „aber es ist immerhin möglich.“

„Erledigen wir die Sache kurz,“ rief der Förster, „befindet sich jemand unter den Anwesenden, der jemals im Baum- berger Forst einen Hirsch gesehen hat?“

Niemand rührte sich. Die Gemein- dethäte gönnten dem Bürgermeister gerne die Blamage.

„Nun also,“ fuhr der Förster fort, „halten wir noch dazu das eigene Ge- ständnis des Bürgermeisters, daß er seinen Stand unter der alten Weide an der Grenze des königlichen Forstes hatte, so liegt der Wildfrevler klar zu Tage.“

„Galt,“ wehrte sich der Bürgermei- ster, „so leicht ergebe ich mich nicht. Wenn unser alter Förster noch lebte, so würde er bezeugen, daß wir in unserem Revier ein paar ansehnliche Hirschkami- lien hatten.“

„Aber der lebt doch nicht mehr,“ warf Köffel ein.

„Er nicht, aber sein langjähriger

Gehilfe,“ rief der Bürgermeister, „wo ist Herr Lauf?“

„Er befindet sich im Nebenzimmer,“ sagte der Wirth, „ich werde ihn gleich.“

„Lassen Sie nur, ich rufe ihn selbst.“

Im Nebenzimmer befand sich Karl Lauf mit dem Apotheker, welcher dem Förstergeliebten den Plan auseinander- setzte, den der alte Förster entworfen hatte.

„Mein lieber Freund,“ flüsterte der Apotheker dem Bürgermeister ins Ohr, nachdem er ihm bis zur Thüre entge- gengegangen war, „wir haben hier drinnen alles gehört. Sie werden be- greifen, daß die Aussagen des Förstergeliebten Ihr Amt, Ihre bürgerliche Ehre und Ihre Jagdbehre abhängt. Wir Gemeinderäthe fühlen uns mit dem Bürgermeister solidarisch und wollen das Unglück in jedem Fall von ihm ab- wenden.“

„Aber was können wir thun?“ flüs- terte der Bürgermeister ängstlich zurück. „Sie müssen so thun, als hätten Sie nur barmlose Jagdprahlereien aufge- täuscht.“

„Nein, nein, ich würde es nicht über- leben, mich so vor dem alten Köffel und dem anderen zu blamiren. Bleibt denn kein anderer Ausweg?“

„Kur noch einer. Wir müssen den Förstergeliebten bestechen, damit er aus- scheidet, es wären flets Hirsche im Baum- berger Forst gewesen.“

„Wieviel müßte man ihm denn etwa geben.“

„Geld? Das würde er auf keinen Fall annehmen. Sie müßten ihm die Ernennung zum städtischen Förster ver- sprechen.“

„Das ist ein bißchen viel,“ sagte der Bürgermeister und setzte nach einigem Bögen hinzu: „Ich weiß nicht, wie ich ihm die Sache beibringen könnte.“

„Lassen Sie mich nur machen.“

Der Apotheker schritt auf den Forst- geliebten zu.

„Mein lieber Herr Lauf, dem Herrn Bürgermeister ist sehr viel daran geles- sen, daß Sie vor der ganzen Gesell- schaft erklären, im Baumberger Forst hätten sich schon seit langer Zeit Hirsche befunden.“

„Aber wie kann ich denn —“ begann der Förstergeliebte achselzuckend.

„Galt,“ schnitt ihm der Apotheker das Wort ab, „der Herr Bürgermeister verpönt sich Ihnen, daß Sie in dem Zu- genblicke, in welchem Sie die gewünschte Erklärung abgeben, als angestellter städtischer Förster sprechen.“

Nach scheinbarem Kampfe mit sich selbst gab der Förstergeliebte nach, alle drei traten in das andere Zimmer zu- rück. Die Erklärung wurde abgege- ben und von den Gemeinderäthen mit sehrbarer Befriedigung, vom Förster mit Zerknirschung vernommen.

„Meine Herren,“ fügte der Apothe- ker hinzu, um das Eisen nicht erkalten zu lassen, das Zeugnis des Herrn Förster Lauf ist für uns von größtem Gewicht, ich sage, des Herrn Förster, denn der Herr Bürgermeister hat sich seinerseits entschlossen, den bisherigen Förstergeliebten in Anbetracht der an den Tag gelegten Revierkenntnis zum städti- schen Förster zu ernennen. Wenn die anwesenden Herren Gemeinderäthe, die ja die Mehrheit bilden, derselben An- sicht sind, so dürfen wir wohl die Er- nennung als vollzogen betrachten.“

Die allgemeine Zustimmung blieb nicht aus. Man beglückwünschte zueist den neuen Förster und dann den Bür- germeister wegen seines weisen Be- schlusses. Als man den Ersten aber hoch leben lassen wollte, war er ver- schwunden.

„Lassen wir ihn,“ sagte der alte Förster Köffel, „er wird wohl ein Wirthshaus mit meiner Jenny zu reden haben.“

Das Hoch wurde dann auf den Ab- wesenden ausgebracht.

Frische Eier.

Dame: „Sind die Eier frisch?“

Händler: „Zawohl, Madame!“

Dame: „Wissen Sie das auch ge- nau?“

Händler: „Ganz genau!“

Dame: „Wenn Sie es nämlich nicht genau wissen, dann laufe ich keine Mensch aushalten!“

Händler: „Aber, Madame, wenn sie nicht frisch wären, dann würde ich es doch nicht sagen!“

Dame: „Neulich waren nämlich auch drei schlechte darunter.“

Händler: „Na, diesmal werden Sie aber keine schlechten finden.“

Dame: „Sie meinen also ganz be- stimmt, daß die Eier frisch sind?“

Händler: „Zawohl!“

Dame: „Sie nehmen die schlechten zurück, wenn ich wieder welche vorfinde und Ihnen dieselben dann zurück- bringe?“

Händler: „Nein, Madame, das thue ich nicht. Ich hätte dafür garantiert, daß sie frisch sind, als sie reinliefen, aber inzwischen sind sie ja schon alt ge- worden. Sie können doch nicht verlangen, daß die Eier ewig frisch bleiben.“

Die Dame verläßt wüthend das Lokal.

Familienleben.

Mutter: „Oskar, schäme Dich, Dein Schwefelstein zu schlagen!“

Oskar: „Wenn ich den vorlauten Bolz nicht bestrafen darf, dann preiße ich auf das ganze Familienleben.“

Das Leben ist wie der Husten; wenn er uns am lästigsten ist, hört er noch lange nicht auf.

Diebstahl.  
„Ich bitte um die Hand Ihrer Tochter!“

„Nennen Sie denn meine Tochter?“

„Ah nein, aber ich weiß, daß Sie der reiche Herr Steinbuber sind!“

Tröstliche Aussicht.  
Lude (zu Gde beim Antritt einer 15-jährigen Zuchthausstrafe): „Na, laß man jut sind. Gde, wenn Du frei bist, legen wir auch 'n Ahtel uff!“

Abgekürztes Versehen.  
A: „Sie sind ja jetzt Stammgast der spanischen Weinfaß?“

B: „Ja, der Arzt hat mir sechs Wochen Madeira verordnet.“

Weit gerad.  
Freundin: „Scheint auch eine recht dumme Gans zu sein, Ihr neues Dienstmädchen?“

Hausfrau: „Na, ich sage Ihnen, wo die bestam, da konnte sie nicht 'mal einen Gerichtsvolksher!“

Im Eifer.  
Geheimpolizist: „Ihr Verdacht gegen Ihren Kassirer ist nicht gerechtfertigt, er lebt bescheiden und anständig...“

Chef: „Herr, von dem Gehalt, welches ich ihm gebe, kann er aber absolut nicht anständig leben!“

Seine Ansicht.  
Baumeister: „Weshalb Durchlaucht, daß das neue Blindenhause mit großen oder kleinen Fenstern versehen werde?“

Durchlaucht: „Fenster? Wozu Fenster für die Blinden?“

Nie verlegen.  
Stammgast (nach Ergrählung einer unglücklichen Geschichte): „Aber, Herr Oberförster, 's vorige Mal erzählten Sie 's ganz anders!“

Oberförster: „Ist mir halt zweimal passiert!“

Grob.  
A: „Warum singt denn das alte Fräulein in jeder Gesellschaft: „Mein Liebster ist der Mann im Mond?““

B: „Weil der nicht herunterkommen und dagegen sich erwehren kann.“

Modern.  
Gautier (zum Anderen): „Du, näch- stens feiert der Wille sein fünfund- zwanzigjähriges Jubiläum als Ein- brecher, da konnten wir ihm eigentlich alle zusammen einen silbernen Dietrich schenken.“

Mißverständnis.  
„Sie sollten sich doch nicht so über- großem Schmerz über den Verlust Ihres Gatten hingeben — ich weiß, Sie verlorren viel an ihm.“

„Ach Gott, ja, die halbe Pension!“

Protest.  
Frau (zu dem heimtückenden Mann): „Schon wieder vier Uhr... Du warst natürlich der letzte im Wirthshaus!“

Mann: „Bitte sehr, ich bin sogar vorangegangen, wie uns der Wirth herausgelassen hat!“

Naive frage.  
Märchen: „Papa, ist denn jetzt wirk- lich der Stabenhandel aufgehoben, wie Du neulich erst sagtest?“

Papa: „Ja, gewiß, Märchen! Wes- halb zweifelst Du.“